

leicht zu ziehen wie die fundamentalen Unterschiede in der Zielsetzung zu markieren. Ein junger Lehrkörper aus Angehörigen der „völkischen Generation“ war an der Reichsuniversität Straßburg „zum Dienst an der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft“ angetreten (S. 929 f.) und wollte einem „ganzheitlichen“ Wissenschaftsverständnis, wie es der Nationalsozialismus forderte, den Weg bahnen. Die Wahrheitsuche wurde außer Kurs gesetzt, die Wissenschaft selbst ideologischen Zielsetzungen unterworfen. Dies ermöglichte erst die in der Medizinischen Fakultät vermeintlich zum Wohl der „Volksgemeinschaft“ begangenen Verbrechen an „Volksfremden“. Insofern ist dem Autor in seinem letzten Satz zuzustimmen, dass „[d]ie Reichsuniversität Straßburg ein universales Symbol für die potentiell verbrecherische Dimension einer von ethischen Werten entblößten Wissenschaft“ sei (S. 947).

Es fehlt im Rahmen einer Besprechung der Platz, um die vorliegende Arbeit in allen ihren Facetten zu würdigen. Möhler hat eine ungeheure Menge an Fakten zusammengetragen, ausgewertet und in seiner Darstellung so verarbeitet, dass die Studie in weiten Teilen trotz ihres Umfangs lesbar bleibt. Allein die 500 Seiten, die er den vier Fakultäten, ihrem Fächer- und den einzelnen Berufungsverhandlungen widmet, hätten manches Mal doch knapper ausfallen können. Dass für die Besetzung des Ordinariats für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde die Mediziner Gaus, Schwarz, de Crinis und Gütlich nicht berücksichtigt wurden, ist doch eine verzichtbare Information. Auch die drei Seiten zur gut bekannten Biographie Karl August Eckhardts, der für einen Lehrstuhl vorgesehen war, eine Berufung aber ablehnte, tragen zur eigentlichen Geschichte der Reichsuniversität nicht weiter bei. Hier wie an etlichen anderen Stellen hätte gekürzt und die Studie schlanker werden können. Aber am guten Gesamteindruck ändert das nichts: Rainer Möhler hat eine lange beklagte Lücke in der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte des Dritten Reichs mit einem eindrucksvollen Werk geschlossen.

Anne C. Nagel

Peter BOHL / Markus FRIEDRICH (Bearb.), *Olympische Spiele: Architektur und Gestaltung*. Berlin – München – Stuttgart. Begleitbuch zur Ausstellung. Stuttgart: Kohlhammer 2018. 192 S., 152 Abb. ISBN 978-3-17-036208-6. € 18,-

Auf den ersten Blick mag es überraschen, dass sich Hauptstaatsarchiv und Institut für Sportgeschichte als regional definierte Einrichtungen den Olympischen Spielen widmen. Tatsächlich geht es aber um die Wirkung, die ein seinem Wesen nach internationales historisches Phänomen im lokalen und regionalen Raum entfaltet, ebenso um den südwestdeutschen Beitrag zu den modernen olympischen Spielen, womit weniger die Erfolge einzelner Athleten gemeint sind, sondern geistige Grundlagen und organisatorische Mitwirkung bis hin zur am Ende gescheiterten Vision Olympischer Spiele in Stuttgart.

Die im Band versammelten eigenständigen Textbeiträge bieten inhaltlich wie auch stilistisch ein recht heterogenes Bild. Michael Krüger schlägt zu Beginn in seinem Essay über den „langen Weg nach Olympia“ einen weiten Bogen über die komplizierte Beziehung Deutschlands zur olympischen Bewegung. Einerseits wurde im deutschen Sprachraum wie kaum anderswo in Europa im 18. und 19. Jahrhundert das antike Griechenland als Kulturbezug entdeckt, andererseits betrachteten die deutschen „Turnphilologen“, darunter auch der Stuttgarter Professor Otto Heinrich Jaeger, die deutschen Turnfeste als einzig legitime Erben der olympischen Idee und grenzten sich gegen die Coubertin'schen Vorstellungen von internationalen Friedensspielen zunächst ebenso ab wie gegen den individualisierten Wettkampfgeist der angelsächsischen Sportbewegung. Als der Anschluss an die olympische

Bewegung schließlich vollzogen war, verhinderte der Erste Weltkrieg die ersten Spiele auf deutschem Boden.

Franz Hauner nimmt diese Thematik indirekt auf. Er vergleicht in seinem Beitrag die Berliner Planungen für das Jahr 1916 mit denen von 1936. War das 1913 im Grunewald eröffnete Deutsche Stadion noch ein Beispiel für die nun aufkommenden Multifunktionsbauten, die im Übrigen nicht nur einer veränderten Praxis der Leibesübungen, sondern auch dem zunehmenden Schauwert des Sportgeschehens geschuldet waren, so stand das Reichssportfeld von 1936 ganz im Dienste der Propagandainszenierung des NS-Regimes.

Einen deutlichen Gegenakzent setzt anschließend Martin Mäntele, indem er das legendäre Design Otl Aichers für die Spiele in München schildert, getragen von dem Anspruch, der Erinnerung an die totalitäre Berliner Inszenierung ein ziviles und menschenfreundliches Bild entgegenzusetzen. Der Autor stellt anschaulich und überzeugend die Ansätze des Teams um Aicher dar, bis hin zur Entscheidung, das Rot als die „Farbe der Cäsaren“ aus dem angewandten Farbklima zu verbannen. Die Einschätzung des Erfolges solcher Strategien bedürfte allerdings strenggenommen einer Untersuchung ihrer Rezeption, insbesondere im Ausland.

Auf diese Analysen folgen mehrere Beiträge von Zeitzeugen, die in die Gestaltung der Münchner Spiele sowie der Stuttgarter Bewerbung involviert waren. Hier treten die Autoren deutlich auch als Interpreten ihres eigenen Handelns auf. Fritz Auer schildert aus seiner Erinnerung anschaulich die Entstehung des Münchner Olympiaparks, verzichtet aber auf weitergehende Quellennachweise und verharrt in einer Art Memoiren-Stil, um schließlich für sein und seiner Kollegen Werk den Status der Weltkulturerbestätte zu reklamieren. Gunter Fahrions Klagen über die angeblich systematische Nichtbeachtung Stuttgarter Vorzüge und vorgefertigte Meinungen der Gutachter bei der NOK-Entscheidung von 2003 sind aus seiner Sicht als ehemals Verantwortlicher nachvollziehbar, die Perspektive eines unabhängigen Beobachters, der etwa auch die damalige Stuttgarter Kommunikationsstrategie in den Blick genommen hätte, wäre gleichwohl interessant gewesen. Das abrupte Ende der Stuttgarter Olympiaträume liegt allerdings noch zu nahe an der Gegenwart, als dass eine quellenbasierte historische Analyse bereits möglich wäre. Mit diesem Problem hat indirekt auch Achim Söding umzugehen, der seinen Beitrag weniger zur systematischen Schilderung der seinerzeitigen stadtplanerischen Überlegungen nutzt, sondern eher zur Kritik am aktuellen Stuttgarter Planungsgeschehen. Der Autor springt dabei thematisch wie auch im Tempus und landet schließlich bei der Forderung nach einer teilweisen Hebung des verdolten Nesenbachs.

Ebenfalls in eigener Sache, aber gänzlich uneitel und unbeirrt problemorientiert berichtet Martin Ehlers über die Arbeit des Instituts für Sportgeschichte Baden-Württemberg, ohne dessen Grundlagenarbeit bei der Sicherung und Zugänglichmachung sporthistorischer Zeugnisse Projekte wie die hier dokumentierte Ausstellung gar nicht möglich wären. Er stellt damit zugleich einen angemessenen Übergang zum umfangreichen, von Peter Bohl und Markus Friedrich sorgfältig redigierten Katalogteil dar. Hier zeigt sich endgültig, dass das Projekt, weit über den Untertitel „Architektur und Gestaltung“ hinausgehend, auch geistige Grundlagen, Frühformen der Leibesübungen und des sportlichen Wettkampfs thematisiert, deren Niederschlag von Preismedaillen der Hohen Karlsschule für Reiter und Fechter bis zur Denkschrift Carl Diems über „Sport und Körperschulung in Amerika“ reicht. Der Widerschein und die Wirkung der olympischen Idee wie auch der Umgang mit ihren Symbolen im Lokalen zeigt sich anhand zahlreicher aussagekräftiger Objekte. Eine

standardisierte, aber mit Freiraum zur eigenen Gestaltung versehene „Olympia-Erinnerungs-Medaille“, die als Trophäe für lokale Sportwettkämpfe genutzt werden konnte, steht hierfür ebenso wie die Erinnerungsblätter von Sportvereinen für ihre heimkehrenden Teilnehmer.

Visueller Höhepunkt ist der Abschnitt über die Spiele von 1972. Hier findet auch das Werk des bei Fritz Auer nicht erwähnten Stuttgarter Schöpfers der Münchner Zeltdachkonstruktion, Frei Otto, seine Würdigung. Ebenso wird deutlich, dass Otl Aichers Piktogramme und Leitfarben sich auch einer gewissen Konkurrenz in Form von trivialem Fünf-Ringekitsch zu erwehren hatten. Auch die beauftragten Künstlerplakate wurden keine Klassiker. Bei zahlreichen Leihgaben aus privater Hand kann man nur hoffen, dass sie eines Tages in der Obhut des Instituts für Sportgeschichte landen werden und somit dem historischen Gedächtnis erhalten bleiben.

Jürgen Lotterer

Von Hölderlin bis Jünger. Zur politischen Topographie der Literatur im deutschen Südwesten, hg. von Thomas SCHMIDT und Kristina MATEESCU (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Bd. 51). Stuttgart: Kohlhammer 2020. 449 S. ISBN 978-3-945414-61-3. € 19,99

Dichter und Schriftsteller, die nicht nur den Menschen bilden, sondern auch die Gesellschaft verändern wollten, wurden oft leicht zur Projektionsfläche ihrer Mit- und Nachlebenden. Sie reflektierten Lebensformen, Wertvorstellungen und Hoffnungen und prägten Wunschvorstellungen und gesellschaftliche Tendenzen; sie wollten sich Gehör verschaffen und die Verhältnisse ändern. Ästhetiker, die an „schöne Literatur“ glauben, sind überzeugt, dass „Dichtung, die ihre Absichtslosigkeit und Zeitlosigkeit herausstellte“, sich „fern von den Aktualitäten des Alltags ansiedelt“ (S. 13). Dieser Band bietet einen anderen Zugang: Er verortet Literatur „topographisch“.

Die besondere Leistung dieses Aufsatzbandes ist die entschiedene Verknüpfung von Literatur, historischem Ereignis und Rezeptionskritik mit Örtlichkeiten. Dabei zeigt sich, dass aus der Selbstermächtigung der Literatur, Menschen und Gesellschaft zu bilden, seit dem 19. Jahrhundert der Wille resultierte, ein „neues, bürgerliches Menschenbild“ nicht nur zu propagieren, sondern im Denken der Zeitgenossen zu verankern. Immer wichtiger wurde deshalb der Zusammenhang zwischen Politik und Literatur, zwischen Geschichte und Kultur. Das Schöne mit dem reflektiert gestalteten gesellschaftlichen und politischen Wandel zu verbinden, stellt nicht nur im 19., sondern auch im 20. Jahrhundert ein wichtiges Motiv von Schriftstellern dar, die sich mit den Verhältnissen nicht abfinden wollen. Gerade der Südwesten bot viele Beispiele und widerlegt Heines vernichtendes Urteil über die sogenannte „schwäbische Dichterschule“. Es waren gerade keine „lieben Geschöpfchen und Tröpfchen“, die uns hier entgegentreten (S. 24). Heine widerlegt die Unvereinbarkeit von Schönheit und Engagement selbst in seinen Dichtungen und beweist: Beide Zielvorstellungen sind nicht zu trennen. Das macht Ulrich Gaier deutlich, der Hölderlin – Beispiel eines Wortklang und -schönheit verpflichteten Dichters – auf den Rastatter Kongress begleitet. Hölderlin lernte von Theseus, Föderalismus und Demokratie zu verbinden. Er war subtil, Schubart (so Wolfgang Ranke) hingegen ostentativ politisch und verbrachte deshalb viele Jahre in Ketten auf dem Hohenasperg.

37 Autoren führen in 38 teils glänzend formulierten Essays Dichtungen, Lebensgeschichten von Autoren und Autorinnen und Zeitverhältnisse zusammen. Durchwegs erschließen